

H.-B. GERL-FALKOVITZ / H.-B. WUERMELING · ERLANGEN

DER VATER – AUF VERLORENEM POSTEN?

Eine tour d'horizon

«... die Väter, die wie Trümmer Gebirgs uns im Grunde beruhen;
... das trockene Flussbett einstiger Mütter;
... die ganze lautlose Landschaft».

Rainer Maria Rilke, Dritte Duineser Elegie

«*How beautiful mankind is! O brave new world, that has such people in't!*»
«Wie schön das menschliche Geschlecht doch ist! O schöne neue Welt, die solchen Menschen Wohnung gibt!» So ruft Miranda, die auf einer Insel isoliert aufgewachsene Prinzessin, in Shakespeares *Sturm* aus, als sie erstmals gut angezogene und – im Unterschied zu Kaliban – gut erzogene junge Männer erblickt.

Brave New World, *Schöne Neue Welt* wurde zum Titel jener 1932 erschienenen Negativutopie von Aldous Huxley, die schon damals das Schreckensbild einer künftigen rein biologisch verfassten und manipulierten Menschheit vorführte, in der Menschen industriell erzeugt und im Sinne einer Pawlowschen Konditionierung kollektiv erzogen werden. Im Unterschied zu Orwells *1984*, das anstelle des eingetretenen Liberalismus einen Totalitarismus über die ganze Welt prophezeit, lohnt es sich, Huxley heute wieder zu lesen. In der schönen neuen Welt galt nämlich ein Wort als absolut verboten, als Urbegriff eines pornographischen Tabus: das Wort «Mutter». Denn nach diabolisch geschickter Infiltration löste es eklige, schmutzige, unwürdige Empfindungen aus. Der neue Mensch sollte sich nicht als gezeugt und geboren, sondern als gemacht verstehen: als *factum*, nicht als *genitum* und *natum*. Er sollte glauben, einzig sich selbst und niemand

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ, geb. 1945, Dr. phil., Dr. theol., 1989-1993 Professorin für Philosophie an der Pädagogischen Hochschule Weingarten. Seit 1993 Professorin für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der TU Dresden. Mit-herausgeberin dieser Zeitschrift.

HANS-BERNHARD WUERMELING, geb. 1927, Dr. med., 1974-1996 Leiter des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Erlangen-Nürnberg.

anderem verdankt zu sein, keiner anderen Macht, keinem älteren Du – oder am Ende gar Gott. Übrigens kam das Wort «Vater» ohnehin nicht mehr vor – der Vater war auch leichter zu eliminieren als die Mutter. Stefan Andres sprach zeitkritisch von «Hochöfen des neuen Menschenmaterials»¹.

Springen wir in die 90er Jahre: Bei der Erarbeitung der Richtlinien der Bundesärztekammer für die extrakorporale Befruchtung (*In-vitro-Fertilisation*, IVF) vor rund 15 Jahren sollte das Wort «Keimzellspender» (*donor of germ-cells*) verwendet werden. Ein Mitglied protestierte und verlangte, dafür das Wort «Eltern» einzusetzen. Das stieß auf Befremden und betonte Ablehnung. Als er daraufhin *Brave New World* zitierte, wie dort das Wort «Mutter» geschmäht wurde, war man allseits betreten. Plötzlich wurde klar, auf welchem Wege man sich befand: mitten in der Entpersonalisierung der Weitergabe des Lebens. Aber auch alltäglich leben offenbar bereits viele Menschen unbewusst oder mentalitätsmäßig in einer Art «Adamswahn»: Wie der erste Mensch hätten sie am liebsten keinen Nabel, der ja die Narbe der Herkunft von einer Mutter darstellt. Unvergesslich ist der Autorin eine Diskussion an der TU Dresden, wo eine Studentin bedauerte, eine Mutter zu haben – nicht weil sie ihr menschlich unangenehm sei, dies keineswegs, sie wolle nur nicht in lebenslanger uneinholbarer «Abhängigkeit» zu ihr stehen.

Wie steht es in dieser Stimmungslage mit dem «älteren Du» des Vaters?

1. Ödipus und die Spätfolgen

Den Nürnberger Ärzteprozessen nach dem Zweiten Weltkrieg wohnte ein junger deutscher Arzt als Beobachter bei. Er wandte sich mit Abscheu von der rein biologistischen Medizin der Nationalsozialisten ab und glaubte das Gegenteil davon bei Sigmund Freud zu finden: Krankheiten seien seelisch bedingt; als vorrangige Quelle erscheint dabei das vom (elterlichen, vor allem väterlichen) Über-Ich beherrschte Unbewusste. Für Freud wurde der Ödipus-Mythos zur Schlüssel-Erzählung (was zwar längst der verdienten Kritik unterworfen, aber immer noch griffig ist): Der Vater sei der unerwünschte Konkurrent des Sohnes im Werben um die Mutter. Die darin begründete, ja legitimierte Auflehnung gegen den Vater verbindet sich konsequent mit der Auflehnung gegen die althergebrachte Ordnung. Jener junge Arzt, Alexander Mitscherlich, schrieb 1963 unter dieser beherrschenden Idee das berühmt gewordene Buch *Auf dem Weg in die vaterlose Gesellschaft*. Darin wurde hellsichtig und unverhohlen zustimmend der Weg der modernen Gesellschaft in die endlich durchgesetzte Vaterlosigkeit nachgezeichnet, galt doch die autoritäre Macht des Vaters nicht nur als Stimulans der Verbrechen der NS-Mediziner, sondern auch als geistige Wurzel des gesamten Nationalsozialismus.

Im Sinne Mitscherlichs wird damit auch die Studentenrevolution des Jahres 1968 verständlich: als Verwirklichung und Vollendung eines programmatischen Kulturbruchs: einer ersatzlosen Streichung des Vaters. Doch hatte Mitscherlich mit seiner Analyse, so wirksam sie auch geworden sein mag, nicht im Traum daran gedacht, auch Biologie und Medizin könnten – völlig unabhängig davon – darangehen, den Vater revolutionär zu entthronen. Denn in diesem Sinne, gestützt von dem geschilderten geistesgeschichtlichen Hintergrund, zeichnen sich bedenkenswerte Entwicklungen ab.

2. Zur «Überflüssigkeit» des Vaters: Ein Blick auf Rechtsentwicklung und Gentechnik

Der nichteheliche Vater war früher nur ein Gilt-Vater. Nach dem zweiten Weltkrieg kam es jedoch auf die Ist-Vaterschaft an, d.h. auf die biologische Verwandtschaft, während die Zugehörigkeit des Kindes früher nur auf Vermutung basierte.² In der Folge wurde die Beziehung des Kindes vor allem zum nicht-ehelichen Vater im Besuchsrecht und Sorgerecht ebenso wie im Erbrecht intensiver. Der Europäische Gerichtshof hat anhand eines berühmten Falls festgestellt, Verwandtschaft beruhe auf biologischen Fakten und bedürfe keiner zusätzlichen Anerkennung. Diese Faktizität ist in ihrem Geltungsanspruch weithin erschüttert, wenn nicht sogar gleichgültig geworden, und zwar aufgrund medizintechnischer Möglichkeiten.

Seit Jahrzehnten bereits verfügt die Medizin über die Technik heterologer Insemination. Damit wird die Frage nach dem Vater in zunehmendem Maße nicht mehr als biologische gestellt. Vielmehr kann und soll ausdrücklich ein rechtliches Anerkennungsverfahren die Verwandtschaft begründen. Die Rolle der Biologie bei der Vaterschaft tritt damit entscheidend zurück. Was sich im Blick auf die Vaterschaft ereignet, findet zudem eine weitere bedenkliche Parallele: Zunehmend werden Menschsein und Persönlichkeit nicht mehr mit der biologischen Existenz als gegeben angesehen, sondern als Folge einer sozialen Anerkennung oder Zuschreibung betrachtet.³ Diese veränderte Betrachtung ist zugleich ein wesentlicher Motor der sozialen Indikation bei der Abtreibung.

Zur Rechtslage treten die (gentechnischen) Möglichkeiten, Kinder außerhalb des geschlechtlichen Aktes «herzustellen». Die kontrazeptive Pille trennte Sexualität von der Zeugung; die extrakorporale Befruchtung (IVF) trennt auch die Zeugung von der Sexualität. Beides ist nach katholischer Lehre (*Humanae vitae*, 1968) verwerflich, beeinflusst aber die Praxis kaum. IVF erschüttert zudem den alten römischen Rechtssatz: «*Mater est quam nuptiae demonstrant*», denn bei extrakorporaler Befruchtung kann auch eine fremde Eizelle oder eine Leihmutter benutzt werden. Das deutsche Embryonenschutzgesetz verbietet dies zwar, nicht aber die Verwendung fremder

männlicher Samenzellen. Darin zeigt sich klar eine Abwertung biologischer Vaterschaft.

Vollends unnötig würde der Vater bei der – am Horizont auftauchenden – ungeschlechtlichen Vermehrung des Menschen, also bei der technischen Ablösung der Vaterschaft beim *Klonen*. Klonen kann sich auf vier Ebenen vollziehen:

1. Ein Zellverband kann zu einem neuen Organismus heranwachsen (der geteilte Regenwurm, die Kartoffel).
2. Die Zelle kann mehrere Organismen entwickeln (schon die Entstehung eineiiger Zwillinge stellt eine ungeschlechtliche Vermehrung dar, was zu- meist übersehen wird). Die Zelle kann sich aber auch – ethisch völlig neutral – in einer Zellkultur identisch vermehren.
3. Der Zellkern aus einem Erwachsenenorganismus kann in eine entkernte, zuvor befruchtete Eizelle transplantiert werden, so dass dem Spender ein nachgeborener Zwilling erwächst (so beim Schaf Dolly).
4. Schließlich kann Erbsubstanz (DNA) identisch vermehrt werden, was einen rein technischen und ethisch neutralen Vorgang darstellt.

Das Klonen von Menschen, das inzwischen möglich geworden ist, wird nicht nur im prokreativen Sinne zur Schaffung eines Menschen benutzt werden können. Es soll vielmehr als therapeutisches Klonen zur Herstellung von Zellmaterial zur Behandlung von Krankheiten eingesetzt werden.

Alle diese Verfahren sind vaterlose Verfahren. Wir sind nicht mehr – nach Mitscherlich – auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft, unter diesen Vorgaben sind wir bereits mitten darin.

3. *Der Roboter als künftiger erotischer Partner?*

Um die Jahrtausendwende wurde im Blick auf das noch ungeborene Millennium diskutiert, ob der Mensch seine Position als Krone der Schöpfung an jene von ihm hergestellten Nachfolger abtrete, die künftig mit Hilfe von Gentechnik, Computertechnik und Nanotechnik erzeugt werden könnten. So wurde schon vorausgesagt: «Das Internet und die mit ihm verbundenen Technologien werden [...] einen globalen Superorganismus hervorbringen, der als Ganzes mit eigenen Vorstellungen und Wünschen agieren und die Menschen in einem noch nicht bestimm- baren Ausmaß zu Bestandteilen seiner selbst machen wird.»⁴

Eine merkwürdige Frage wurde dem Exegeten Klaus Berger zu Beginn des Juli 2000 gestellt: Brauchen zukünftige roboterartige Einzelwesen noch eine Theologie?⁵ Er versuchte eine biblische Antwort: Eine Theologie brauche jeder, der bei seinem Namen gerufen werde. Gemeint war wohl, so mag man hoffen, dass Gott der Rufende sei und nicht ein Mensch. Berger fügte in dem Interview hinzu, für die künftigen Roboter bräuchte man

auch in dem Augenblick eine Theologie, wenn Menschen das Bedürfnis hätten, mit ihnen zu koitieren. Diese Aussage mag man als unpassend oder gar als unanständig empfinden. Doch auch der französische Phänomenologe Michel Henry (1922–2002) ging von einer künftigen gespenstischen Möglichkeit aus, in welcher der Mensch in der Simulation von Sexualität und Zeugung freiwillig gefangen sei. Denn da die Wahrheit des «gegebenen» Lebens zu einer dinglich «gemachten» Wahrheit abgefälscht werden kann, verführt diese Möglichkeit zur mechanischen Nachbildung des unzugänglichen Lebens – kraft der Umsetzung von Naturwissenschaften in Technik. Leben wird dabei Habe – das will heißen, es wird aus materialen Ursachenketten («Äußerungen» des Lebens) und deren gesetzmäßiger Abfolge mit entsprechendem Instrumentarium «hergestellt». Insbesondere beim «Nachbau» des Erotischen, einem zentralen Bereich menschlicher Selbsterfahrung, nimmt die Analyse Henrys apokalyptische Züge an.

«Stellen wir uns jetzt vor, dieses Simulieren wäre in der technisch-wissenschaftlichen Welt ein Verfahren geworden, das nicht nur auf den militärischen Bereich angewandt würde, sondern auf die sozialen Beziehungen, wie beispielsweise auf das erotische Verhältnis von Mann und Frau. [...] Der Schein eines Frauenkörpers wird vor ihm nach und nach seine verschiedenen Aspekte entfalten, aber nicht wie auf einer Filmwand, sondern unter seinen Fingern, so dass sich bei jeder Bewegung seiner Hand oder seines Körpers eine neue Stelle des weiblichen Körpers enthüllt und dessen Bewegungen entspricht [...], während in ihm die spurenhafte vorgezeichneten Abfolgen erogenen Begehrens und Empfindens erwachen. [...] Das Standbild des Tieres wird wieder lebendig, sein fiktives Leben vermengt sich mit dem Leben des Kabinenbenutzers. Wie die Geheime Offenbarung 13,15 sagt, handelt es sich darum, «dem Standbild des Tieres Leben zu verleihen, so dass es sprechen konnte». [...] Sie werden außergewöhnliche Maschinen herstellen, die all das machen werden, was die Menschen tun, was die Männer und Frauen tun, und zwar, um diese Männer und Frauen glauben zu machen, dass sie selbst nur Maschinen sind. [...] Die «Wahrheit» ist das «Leben». Das Wunderwerk: das Simulieren des «Lebens». Das Böse: überall dort, wo dieses Simulieren stattfindet. [...] Wenn in der Erotikkabine jener, welcher eine Frau umschlingt, sein Leben dort erprobend erfahren will, dort, wo dieses Leben sich selbsterprobend erfährt, in seinem lebendigen «Sich» – nur die Leere, die reine «Abwesenheit», das radikal Böse umschlingt: NIEMANDEN.»⁶

Was hier über das Nachstellen der leibhaften Liebe, jener tiefsten Selbstgebung an einen anderen, gesagt wird, kann unschwer auch für das (bereits praktizierte) Nachstellen von Zeugung überhaupt verwendet werden. Jedoch: Lassen sich Leben und Liebe, die elementar verschränkten, tatsächlich «unmerklich» manipulieren – bleibt das Surrogat nicht spürbar?

4. Neue «Rollensuche»: Angleichung des Vaters an die Mutter

Wie spiegelt das Vaterbild diese vielfachen Entwicklungen? Zunächst ein erstaunlicher Befund, wie selbst der Familienbund der Deutschen Katholiken das Thema Vaterschaft abhandelt. In der Verbandszeitschrift schrieb ein Entwicklungspsychologe und Familienforscher einer bayerischen Universität zum Millenium: «Der Zeitanteil von Vätern an haushalts- und kindbezogenen Aufgaben stieg zwischen 1965 und 1981 von 20% auf 30% an, [...] Mitte der 80er Jahre [...] auf 34%. Generell hat die in familiären Aufgaben investierte Zeit bei den Männern in den letzten dreißig Jahren somit zugenommen. Dies trifft sowohl für nicht verheiratete Männer und für Väter und Nichtväter zu. Damit geht ein weiterer Trend einher. [...] Die Zeit, die Frauen im Haushalt investieren, nahm in der gleichen Zeit ab. Dies gilt für die Frauen insgesamt, aber auch für die Untergruppen der verheirateten, nicht verheirateten, berufstätigen, nicht berufstätigen Frauen wie auch für Mütter und Nichtmütter.»⁷

Abgesehen von der Banalität des «Rollentauschs» soll offenbar die Gestaltung der Vaterschaft daran gemessen werden, wie weit sich die väterliche Zeitinvestition in einer Familie der mütterlichen angleicht. Doch verläuft das, so bemerkt der Familienforscher, nicht ohne Störung. Zwar werde das Modell der «partnerschaftlichen Bewältigung» zunächst als selbstverständliches Ideal angesehen. Aber: «Die Geburt des ersten und noch mehr des zweiten Kindes verändern dieses Modell jedoch und führen zu einer massiven Reduktion der gemeinsam erledigten Aufgaben. [...] Auf diese Weise wird die mühsam errungene gesellschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau nach der Geburt eines Kindes de facto aufgehoben. Die Bewältigung der mit der Geburt von Kindern zusammenhängenden Aufgaben stellt somit quasi eine Falle für die Gleichberechtigung dar und ist mit erheblichen Nachteilen für Mütter (und Väter) verbunden.» – Das Kind als «Falle» für Gleichberechtigung! Hier wird offenbar Simone de Beauvoirs Diktum vom Kind als Fessel der Frau verarbeitet.

Darauf wendet sich der Autor «wissenschaftlich objektiv» einer Politik für Väter zu: «In der gegenwärtigen politischen Debatte lassen sich zwei Positionen ausmachen, wenn es darum geht, die Perspektive der Väter zu berücksichtigen: (a) Eine neokonservative Haltung befürwortet eine stärkere Beteiligung des Vaters, entwirft jedoch Vaterschaft in der Ehe, zumindest innerhalb bestimmter Familienformen, und weist dem Vater eine Rolle zu, die unter Bezug auf Mutterschaft entworfen ist. (b) Silverman & Auerbach (1999) hingegen vertreten die Auffassung, dass weder Väter noch die Ehe eine zentrale Rolle für eine gesunde Entwicklung des Kindes spielen, indem sie auf die Befunde der neueren Scheidungsforschung hinweisen, wonach die Mehrzahl der Kinder aus geschiedenen Ehen sich normal entwickeln.

Ziel sollte es nach diesen Autoren sein, eine Politik zu entwickeln, auf deren Basis Vaterschaft per se als gesellschaftlicher Wert anerkannt wird, dessen Bewertung weder von der Ehe noch von der Struktur abhängig gemacht werden darf, in der Vaterschaft gelebt wird, sondern allein von deren Qualität. Ein Konzept von Vaterschaft in diesem Sinne kann auch nicht in unmittelbarer Bezugnahme auf Mutterschaft entworfen werden.»

Wer aber nun meint, in dem katholischen Blatt werde dazu Stellung bezogen, der irrt. Vielmehr soll «unabhängig davon, welche Position man in diesem Streit einnimmt», eine Politik angemahnt werden, «die die Gleichstellung von Mann und Frau nicht nur im Beruf, sondern insbesondere innerhalb der Familie verwirklichen lässt» (so wörtlich!). Der Artikel schließt mit dem Satz: «Wir alle haben die spannende Aufgabe, Vaterschaft nicht nur neu zu bewerten, sondern ihr zumindest gleiche Verwirklichungschancen wie der Mutterschaft einzuräumen.»

Besteht nun die spannende Aufgabe darin, die fruchtbare und beglückende Spannung zwischen den Geschlechtern zu neutralisieren? Mittlerweile scheint durch die Anpassung der Vaterschaft an die Mutterschaft etwas Entscheidendes verlorenzugehen, was bereits aufmerksam dokumentiert wird.

5. Die «Wickelväter» oder: Der neue Papi – auch ein Erfolg der Gender-Theorie?

Folgt man der überquellenden gegenwärtigen Väterliteratur, so dokumentiert sie an Stelle klassischer – noch bei Kafka⁸ verwundend erlebter – «Fremdheit und Furcht» vor dem Vater «eine oft etwas betulich inszenierte Vertrautheit», eine Allgegenwart vom ersten Tag an: «heute liegen die Kinder stundenlang auf nackten Vaterbäuchen und werden wie in einem Känguruhbeutel durch die Gegend getragen.»⁹ Eine alltäglich bemerkbare Übervorsicht, unentwegte Zuwendung und Belehrung durch die Väter bei gleichzeitiger Autoritätslosigkeit binden die Kinder in eine Allversorgung ein, die ihnen eigene Erfahrungen, auch Einsamkeit abnimmt und Enttäuschungen zu ersparen strebt. Keine Traumata mehr! Eben damit gleichen sich solche Väter bisher weiblichen Verhaltensweisen an; sie führen nicht, sie sorgen. Vielleicht hat Chesterton diese Überbetreuung im Blick, die auf ihre undurchschaute Weise das Kindsein belastet: «Das höchste Abenteuer ist nicht, sich zu verlieben. Das höchste Abenteuer ist, geboren zu werden. Da gehen wir in eine prächtige und erschreckende Falle. Vater und Mutter liegen für uns auf der Lauer und stürzen sich auf uns wie Räuber aus einem Busch.»¹⁰

Nun dürfte ein überbesorgtes Papi-Verhalten zugleich in jene Optik passen, in der – der Gender-Theorie gemäß – weibliches und männliches Verhalten rein kulturell bedingt und damit austauschbar ist (jedenfalls werden

soll).¹¹ Die «neue» Körperlichkeit polarisiert dabei nicht mehr weiblich und männlich, sondern unterläuft diesen Gegensatz durch Indifferenz. Auch das Geschlechtsleben gilt als «inszeniert», das Ich trägt die jeweilige geschlechtliche Maske – im weitestgehenden Ernstfall mit der Folge, dass «diese Maske gar kein Ich verbirgt»¹². *Gender nauting* ist angesagt: das Navigieren zwischen den Geschlechtern.

In Spanien wurde es unter der sozialistischen Regierung bereits Gesetz, anstelle von Vater und Mutter in den Geburtsurkunden nur noch «Progenitor A» und «Progenitor B» einzutragen, um Geschlechtsangaben zu vermeiden.¹³ Dass es damit allerdings nur noch «Erzeuger», nicht aber mehr «Gebärende» gibt, ist offensichtlich gegen eine sperrige Sprache, die noch «prämodernen Mustern» verhaftet bleibt, in Kauf zu nehmen.¹⁴

Freilich lässt sich bezweifeln, ob die neue «softe» Väterlichkeit eine unmittelbare, nachweisliche Frucht der Gender-Ideologie darstellt. Aber im Zuge entgrenzter Geschlechterrollen (sofern auch das Geschlecht nur noch eine eingelernte «Rolle» spielen soll)¹⁵ ist die Differenz des Vaters zur Mutter nur noch schwer auszumachen. Das ist zwar nicht ausdrücklich falsch. Aber im Blick auf die «Triangulierung» von Kind und beiden Eltern ist es nicht gleichgültig, ob die Eltern in der Art ihres Zugehens auf das Kind (fast) ununterscheidbar werden. Zumal in diesem Feld verschwimmender Differenzen der Ruf nach Adoption von Kindern durch homosexuelle Paare laut wird – welchem Wunsch innerhalb der Theorie rein sozialer, nicht mehr biologischer Elternschaft nur schwer zu widerstehen ist, wenn die Triangulierung ohnehin auch bei wirklichen Eltern nicht mehr in wirklicher Erfahrung greift. Ebenso ist zu erwarten, dass das Kind selbst seine geschlechtliche Identität nicht wirklich ausbilden kann, wenn ihm die geschlechtliche Unterscheidung nicht vorgelebt wird – weder jene, an der es sich ausrichten, noch jene, von der es sich absetzen will. So führt die Haltung einer zu stark verweiblichten Vaterschaft unweigerlich zurück auf das eigene unklare Verständnis als Mann: «Wie viel Papi darf ein Mann sein?»¹⁶ Vielleicht hilft bei der Antwort schon (teilweise) die Aussage eines Autoaufklebers, der lautet: «Das Beste, was ein Vater für seine Kinder tun kann, ist: ihre Mutter zu lieben.» Aber dazu muss noch eine tiefere Einsicht in das Phänomen der Zeugung hinzukommen.

6. *Vaterschaft als Garant von Freiheit*

Die Zeugung eines Menschen ist im Idealfall «die nicht intendierte Nebenfolge anderweitig absichtsgeliteter Handlungen» (wie sich im Soziologendeutsch ausdrücken lässt). Gentechnik dagegen, noch einmal sei es gesagt, «macht» den Organismus des neuen Menschen zum Produkt und zur Konsequenz instrumentell eingesetzter Kausalität. Die Absichtslosigkeit, mit der

menschliches Zeugen geschehen sollte, entspricht jedoch grundsätzlich dem Respekt vor der Freiheit des zu Erzeugenden, weil dieser damit von vornherein der Verzweckung entzogen ist.¹⁷ Denn «der Sohn ist nicht einfach hin mein Werk, wie ein Gedicht oder wie ein fabrizierter Gegenstand; er ist auch nicht mein Eigentum. Weder die Kategorien des Könnens noch die des Habens können das Verhältnis zum Kind anzeigen. Weder der Begriff der Ursache noch der Begriff des Eigentums erlauben es, die Tatsache der Fruchtbarkeit zu erfassen.»¹⁸ So argumentiert mittlerweile ein «Biokonservatismus» stark gegen das Bio-Engineering.¹⁹ Denn Verzweckung des Menschen ist Arbeitsweise und Ziel dessen, der nur *homo faber* ist, und die vaterlose Gesellschaft ist seine Schmiede. Ihre Produkte sind Unfreie, Sklaven, Knechte. Es war der Bruder von Aldous Huxley, der Biologe Julian Huxley, der offen von «Transhumanismus» sprach: von nicht-staatlichen, vielmehr individuell übernommenen eugenischen Programmen zur Verbesserung der Nachkommenschaft. Nicht zufällig veröffentlichte Clive Staples Lewis seine hellsichtigen Aufsätze zu *The Abolition of Man* zeitgleich 1942.

Ein freier Mensch dagegen bedarf zu seiner Erzeugung und Erziehung des *homo pastor* oder *homo pater*. Der *homo pater* wird seinem Nachfahren nicht Freiheit großmütig dekretieren oder zuteilen. Vielmehr wird er die dem neuen Menschen eingeborene Freiheit *vraiment desinteressé* väterlich behüten. Möglicherweise ist es diese Art des Freilassens, die Ignatius von Antiochien im 2. Jahrhundert mit dem eigentümlichen Wort charakterisiert: «Wenn ein Bischof nicht redegewandt ist und nicht predigen kann, so soll er schweigen. Er ist dann Typos des Vaters, in dem ein Abgrund des Schweigens ist.» Das Nicht-Bedrängende, das zugleich souverän ist, leuchtet darin auf. Väterlichkeit erscheint als Erfahrung einer nicht destruktiven Männlichkeit. Das aber wird nicht gelingen, ohne dass angesichts der Entwicklung in die vaterlose Gesellschaft einer *humanae vitae traditio*, der Weitergabe des menschlichen Lebens, erneut und vertieft nachgedacht wird – und nicht nur die «Väter wie Trümmer Gebirgs uns im Grunde beruhen».

Die Zukunft der Menschheit wird davon abhängen, ob es dem *homo faber* gelingt, selbst dann, wenn «alles» machbar erscheint, entschieden ein *homo pater* zu bleiben oder in bewusster Weise wieder zu werden. Auch hier gilt: Zwecklos, aber sinnvoll sind die Grundvollzüge menschlicher Existenz.²⁰

Wo Zukunft nur durch Machen oder Abschaffen festgelegt wird, ist sie nicht mehr zukünftig. Tatsächlich ist die Hoffnung, die vielbeschworene, auf die durch Machen (und nur durch Machen) hergestellte Zukunft leer, denn «da vorne kommt niemand auf uns zu; in der Zukunft wartet niemand auf uns» (Ernst Bloch). Weit entfernt ist solches Denken der Leere, die nur durch willentliche Planarbeit aufgefüllt werden könnte, vom Denken ungeschuldeter, außerhalb aller Planung liegender Fruchtbarkeit. «Das Wunder,

das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht und von dem Verderben rettet, das als Keim in ihm sitzt und als «Gesetz» seine Bewegung bestimmt, ist schließlich die Tatsache der Natalität, das Geborensein», formuliert Hannah Arendt gegen Bloch.²¹ «Freiheit, Gnade und Leben sind tief miteinander verwandt. Sie haben den gemeinsamen Nenner: «zwecklos, unverdient, unentgeltlich geschenkt zu sein» (Charles Péguy). [...] Deshalb schläft die Hoffnung, schläft das Kind, ohne den Schlaf als Brücke zwischen Arbeit und Arbeit einzuplanen.»²² Arbeit heißt im Lateinischen *Labor*. Das Kind lebt jenseits der Arbeit und stammt nicht aus Arbeit; es ist aus seinem Dasein heraus gerechtfertigt, unbeschadet seiner möglichen Versehrtheit. Diese ist unschuldiger Spiegel eigener, unangenehmer, unangenehmer Versehrtheit, die wir scheuen, obwohl sie durchgängiges Kennzeichen der jetzigen Existenz ist. So wird gerade der Umgang mit dem Kind zum Maßstab einer Kultur: Kennt sie, übernimmt sie sein «allgerechtfertigtes» Dasein?

Nicht der *homo faber*, den die Technik herausfordert, nur der *homo pater* wird eine *brave new world* schaffen können. Diese aber sollte eine schöne neue menschliche Welt werden – nicht im Sinne von Aldous Huxley, sondern im ursprünglichen Sinne von Shakespeares Miranda: eine Welt, die des bewundernden Staunens würdig ist. Keine «lautlose Landschaft», sondern eine, in der die Wörter Vater und Mutter ihren Klang behalten.

ANMERKUNGEN

¹ Stefan ANDRES, *Die Sintflut. Roman*, Göttingen 2008, 18. Die Entstehung des Romans geht auf 1937-1939 in Andres' Exil in Positano zurück, der Abschluss erfolgte 1969.

² Erinnerung sei an den römischen Rechtssatz: *mater certa, pater semper incertus*, «die Mutter ist sicher, der Vater immer unsicher». Daraus entstand das Vaterrecht zur Sicherung familiärer Bindungen anstelle biologischer und gefühlsmäßiger Faktizität.

³ Peter SINGER, *Praktische Ethik*, Stuttgart 21993.

⁴ FAZ, August 2000.

⁵ FAZ, Juli 2000.

⁶ Michel HENRY, «*Ich bin die Wahrheit.*» *Für eine Philosophie des Christentums*, iis. v. Rolf KÜHN, Freiburg/München 1997, 21999, 381ff.

⁷ *Wie gestaltet sich Vaterschaft heute?*, in: Stimme der Familie, Heft 5/6 (2000).

⁸ Vgl. Franz KAFKA, *Brief an den Vater*, 1919; vgl. auch den Beitrag von Goran SUBOTIC in diesem Heft.

⁹ Edo REENTS, *Spielt nicht mit den Wickelv Vätern*, in: FAZ vom 7. November 2008.

¹⁰ Gilbert Keith CHESTERTON, *Über gewisse moderne Autoren und die Institution der Familie*, in: ders., *Ketzer. Eine Verteidigung der Orthodoxie gegen ihre Verächter*, Frankfurt 1998, 183.

¹¹ Vgl. den Schlüsseltext für Gender: Judith BUTLER, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt 1991.

¹² Seyla BENHABIB, *Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis*, in: dies. – J. BUTLER – D. CORNELL – N. FRAZER, *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt 1993, 15.

¹³ Beim Kongress für die Familie in Valencia im Juli 2006, wozu der Heilige Vater erwartet wurde, sagte Kardinal Trujillo in einer Anspielung, man müsse wohl jetzt «the Holy Progenitor» begrüßen.

¹⁴ Vgl. Hanna-Barbara GERL-FALKOVITZ, *Zwischen Somatismus und Leibferne. Zur Kritik der Gender-Forschung*, in: IKaZ 30 (2001) 225-237; dies., *Gender: Eine Theorie auf dem Prüfstand*, in: IKaZ 35 (2006) 355-369; dies., *Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender*, Kevelaer 2009.

¹⁵ Es ist überfällig, gegen den soziologischen Rollenbegriff anzugehen: Rolle ist nur temporär und unterliegt einer subjektiven Entscheidung über Annahme oder Ablehnung. Stattdessen müßte der Begriff der *Aufgabe* gestärkt werden: für alle nicht-temporären und notwendig erforderlichen Verhaltensweisen. Mutter- und Vaterschaft sind lebenslange Aufgaben und nicht Rollen.

¹⁶ Die ZEIT, 6. November 2008.

¹⁷ Vgl. Jürgen HABERMAS, *Die Zukunft der menschlichen Natur*, Frankfurt 2001; vgl. ders., *Zwischen Naturalismus und Religion*, Frankfurt/M. 2005.

¹⁸ Emmanuel LEVINAS, *Die Zeit und der Andere*, iis. v. Ludwig WENZLER, Hamburg 1989, 62.

¹⁹ Vgl. Ian HACKING, *The Social Construction of What?* 1999.

²⁰ Vgl. die treffende Unterscheidung von Zweck und Sinn bei Romano GUARDINI, *Liturgie als Spiel*, in: ders., *Vom Geist der Liturgie* [1917], Freiburg 1991, 90ff.

²¹ Hannah ARENDT, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 1981, 243.

²² Ferdinand ULRICH, *Der Mensch als Anfang. Zur philosophischen Anthropologie des Kindes*, Einsiedeln 1970, 146. Vgl. Florian PISCHL, «Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...». Ferdinand Ulrichs Philosophische Anthropologie der Kindheit im Gespräch mit Wertvorstellungen am Ende der Moderne, in: IKaZ 24 (1995) 50-60.